Wer den Boten verhöhnt

Im Namen des Herrn: Welche Toleranz lehrt die Bibel?

Wer den Propheten als Terroristen zeichnet, verspottet ihn und spottet damit gegen das Heiligste in der Welt. Und: Wer gegen den Propheten lästert, der lästert Gott. Diese beiden Grundsätze muß die Welt in diesen Tagen lernen, und zwar unter Schmerzen. Staunend nehmen wir zur Kenntnis, daß es das noch für Menschen gibt: Heiligstes und Gotteslästerung.

Der biblische Theologe kann hier unserem Verständnis auf die Sprünge helfen. Denn es geht jetzt um zwei unterschiedlich zu gewichtende Voraussetzungen innerhalb des Islams, die auf massiver biblischer Grundlage stehen. Das betrifft die Denkstruktur, nicht die Anwendung auf Mohammed. Der eine, deutlich weniger wichtige Grundsatz ist das Bilderverbot. Dieses meinte freilich vor allem, wie Wolfgang Günter Lerch hier am 8. Februar dargelegt hat, das Verbot von Skulpturen. Die theologische Grundlage des Verbots ist das zweite Gebot des Dekalogs „Du sollst dir kein Bildnis machen“ (zum Beispiel Exodus 20,4), und dieses wurde auch auf Gottes Bild, nämlich den Menschen, angewandt. Daß nach dem Neuen Testament Jesus Christus in einmaliger Weise Gottes Bild ist, erklärt das späte Auftreten von Bildern Jesu in der christlichen Kunst und die Abwehr der Bilder in Zeiten der Bilderstürmerei. Auch die frühen Zisterzienser lehnten, wie man noch an der Kirche Tre Fontane bei Rom sehen kann, jeglichen Figurenschmuck ab mit der Begründung, allein der Mensch sei Bild Gottes.

Weitaus gewichtiger ist freilich in diesem Fall ein zweiter Grundsatz aus dem gleichen biblischen Kontext, nämlich Exodus 20,7, die Entheiligung von Gottes Namen betreffend, und zwar so ausgelegt, daß der Gesandte Gottes aktiv und passiv direkt Gott vertritt. Zugrunde liegt insbesondere der frühjüdische Botenbegriff. Denn hier gilt: „Der Gesandte ist wie der Aussendende.“ Daher gilt der Folgesatz: Wer den Gesandten verspottet, der verspottet den, der ihn gesandt hat.

Für Christen ist dieser Grundsatz für den Jesus des vierten Evangeliums genauso geläufig wie aus der Auffassung des Apostels Paulus von seinem Apostelamt. Jesus sagt wiederholt: „Wer mich annimmt, der nimmt den an, der mich gesandt hat“, „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“, „Wer an mich glaubt, glaubt an den, der mich gesandt hat“. Und Paulus, der sich ähnlich als Gesandten seines Herrn, Jesu, versteht, sagt: Wer mich ablehnt, lehnt Gott ab (Erster Thessalonicherbrief 4,8). Und im Falle eines Propheten gilt gar: Wer ihn annimmt, kommt in den Himmel (Matthäus 10,41) – was wird aber dem geschehen, der ihn beleidigt?

Entsprechendes lesen wir im Koran an vielen Stellen: Wer an den Gesandten (den Propheten) glaubt, der glaubt an Gott. Und immer wieder werden für Glauben, Hören, Gehorchen, Zuwiderhandeln, Böses Nachsagen, Widersprechen „Gott und sein Gesandter“ nebeneinander genannt. Daher gilt auch: Wer den Gesandten beschuldigt, beschuldigt Gott. Und: „Wer den Gesandten verspottet, der verspottet Gott. Die Allah und seinen Gesandten beleidigen, verflucht hat sie Gott in dieser Welt und in der künftigen und hat ihnen eine schmerzliche Strafe bereitet.“

Der Grundgedanke ist: Der Gesandte überbringt nicht nur Gottes Wort. Nein, was man ihm entgegenbringt oder antut, das hat man Gott selbst angetan. Die Basis für diese Vorstellung ist: Etwas von Gott liegt auf dem Propheten. An einer der bekanntesten Stellen des Alten Testaments, in Exodus 23, 20f., heißt das so: „Siehe ich sende meinen Boten … sei nicht widerspenstig, denn mein Name liegt auf ihm.“ Der Name Gottes, sein Wort, seine Kraft oder der Geist Gottes oder irgend etwas, das seine reale Gegenwart in dem Gesandten bedeutet, ist mit der Sendung dem Gesandten eigen. Daher rührt auch die Heiligkeit Mohammeds, deren Schilderung in manchen Passagen des Korans nicht ohne Absicht an Gott selbst erinnert, denn auch Mohammed ist voll Mitleid und Barmherzigkeit.

Interessanterweise ist weniger das direkte Lästern gegen Gott geahndet als vielmehr das Lästern gegen seinen Gesandten, und das gilt im Islam wie bei Jesus. Allah ist weit weg, und die Theodizee-Diskussion hat Kritisches gegenüber ihm hören lassen. Doch beim Propheten hört jede Kritik auf. Hier steht es Spitz auf Knopf. Genauso ist es bei der Gottessohnschaft Jesu: Diese besondere Art seiner Sendung verbal anzugreifen ist unvergebbar, sonst nichts. Christen nennen das „Sünde gegen den heiligen Geist“, denn wer Jesu den Geist Gottes abspricht, hat Gott im vollen Sinne des Wortes und unvergebbar gelästert.

So können wir diesen Grundsatz besser verstehen: Wer den Gesandten Gottes verspottet, der lästert Gott selbst. Schon in der Bibel bleibt Gotteslästerung nie ohne Todesfolge für den Täter. Dennoch ist so keinerlei Gebrauch von Gewalt gerechtfertigt. Vielmehr wurde die Todesstrafe für Lästerung schon in biblischer Zeit fast immer nur symbolisch vollzogen. Die von modernen Verfassungen garantierte Freiheit der Religionsausübung schließt das Recht zur Verspottung anderer Religionen nicht ein. Daß man zu biblischer Zeit hier weniger zimperlich war, bezeugen Texte wie Psalm 115 mit regelrechter Götzenverspottung.

> Handelt es sich bei den gewalttätigen Protesten gegen die Mohammed-Karikaturen um eine Schlacht im Krieg von islamischer und abendländischer Kultur? Klaus Berger, Professor für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, entdeckt in der Bibel Gründe, die dem Westen Zurückhaltung nahelegen könnten.

Doch ein weiteres biblisches Denkmuster mag in der gegenwärtigen Diskussion möglicherweise hilfreich sein: die Art, wie Paulus in seinen Gemeinden den Streit zwischen „Starken“ und „Schwachen“ löst. Die „Starken“ sind rational denkende, „aufgeklärte“ Christen, die „Schwachen“ sind religiös gebundene Menschen, die an heiligen Zeiten und Gebräuchen (Fasten, Abstinenz) festhalten. Diese Konstellation gleicht dem Konflikt zwischen „westlicher“ säkularisierter Religiosität und dem Festhalten an Dimensionen wie Heiligkeit und Lästerung. Auch im ersten Jahrhundert nach Christus gab es Menschen, die weder vor Göttern noch vor Unreinheit oder Verletzung der Heiligkeit in lästerlichen Reden Angst hatten. Zwischen beiden christlichen Gruppen gab es Streit, weil die Aufgeklärten die Frommen verhöhnten. Dabei konnten sich die Aufgeklärten besonders auf Paulus berufen, hatte er doch die christliche Freiheit von Ritualgeboten eingeführt.

Das Erstaunliche an der paulinischen Lösung: Er mutet den eigenen Sympathisanten zu, auf ihre „evangelische“ Freiheit zu verzichten. Er sagt: Im Zweifelsfalle müßt ihr, bevor euer freies Verhalten für Fromme zum Ärgernis wird, auf den Gebrauch eurer Meinung verzichten. Und zwar um den Friedens willen. Er ist das höchste Gut, nicht das Ausleben des individuellen Gewissens. Es gibt Höheres als die öffentlich demonstrierte Gewissensfreiheit jedes einzelnen: Einheit und Frieden miteinander.

Der Einwand liegt auf der Hand: Die frommen Muslime, die die Verspottung Mohammeds verletzt hat, sind eben keine Christen „aus derselben Gemeinde“. Ganz recht. Es könnte aber sein, daß wir auf dieser Erde mittlerweile so eng zusammengerückt sind, daß innergemeindliche Modelle dazu taugen, auf das Verhältnis zur Nachbarreligion angewandt zu werden, noch dazu, weil in der Frage der Lästerung das Christentum strukturverwandt denkt. Das würde heißen: Wenn der Friede so extrem gefährdet ist wie jetzt, dann müssen Menschen, die sich für aufgeklärter halten, im Einzelfall auf die Äußerung der beleidigenden Meinung verzichten. Warum sollte das nicht sein: Binnenchristliches Verhalten wird zum Maßstab für Frieden zwischen den Religionen? Besagt das nicht das Bild vom Sauerteig, das christliche Gemeinden für die Welt sein sollen?

Ein weiterer Einwand drängt sich auf: Wenn wir in dieser Art den Frommen und ihren Bedenken nachgeben, müssen wir übermorgen alle Ritualgesetze irgendwelcher fremden Religionen befolgen. Antwort: Paulus mutet den „Aufgeklärten“ nicht die positive aktive Übernahme für sie fremder Riten zu. Er fordert nur Unterlassung (im konkreten Fall: das Essen) in der Öffentlichkeit, er gebietet Verzicht auf den demonstrativen Gebrauch der Freiheit um des Friedens willen. Es könnte daher sein, daß verstandene Bibelexegese zum Frieden zwischen den Religionen beiträgt – als Mittel zum Begreifen und als Medikament. KLAUS BERGER

Schokopudding für Gargantua

Dies Obst ist nichts als Farbe: Die wundersamen Bilder von Karin Kneffel im Ulmer Museum



Eigentlich handeln Karin Kneffels Bilder vom Menschen, ohne daß er in Erscheinung tritt. Ihre Interieurs sind wahre Salondschungel: Zwei Hündchen jagen – kopfüber – durch einen gleißenden Bodensee, an dessen Grund der Lüster brennt. Foto Katalog

„Man kann alles malen“, behauptet Karin Kneffel und beantwortet die Skepsis gegenüber klassischen, angeblich gründlich ausgereizten Themen mit berückend schönen und dabei ganz und gar antitraditionellen Interpretationen von Landschaft, Tierbild, Stilleben, Früchten. Statt die Pfirsiche hübsch ins Körbchen zu packen, wie man es etwa bei Chardin bewundert, präsentiert Kneffel sie, auf Kürbisumfang vergrößert, am Zweig. Ihre Kühe, Schafe, Hühner stehen nicht noch einmal friedvoll an der Tränke, sondern schauen aus Dutzenden „Porträts“ von der Wand, und Stillleben kreisen statt um Vanitas-Mahnungen um waschschüsselgroße Makkaroni-Teller. Die Festlichkeit ihrer Gemälde ist atemberaubend. Angenehme Gefühle weckende Dinge füllen die großen Leinwände und betören das Auge mit köstlichen Farbakkorden und lustvoll differenzierten Texturen. Die jüngste Serie der Interieurs breitet prächtig gemusterte Teppiche in großbürgerlich mit altem Mobiliar, Flügel und Kronleuchter staffierte Räume, in denen gepflegte Hunde über blanke Böden trotten und im Fellmuster mit Leopardenhäuten oder anderen exotischen Fußmatten wetteifern.

Was sich in dieser Beschreibung wie niederländische Barockmalerei lesen mag, präsentiert sich tatsächlich aus abenteuerlicher Perspektive: Der tief auf Hunde- oder Krabbelkind-Niveau abgesenkte Blick bezieht die meisten Informationen über höhere Regionen des Raums nur aus verschwommenen Spiegelungen im hochglänzenden Parkett, was in der extremen Formulierung einer Illustration von Platons Höhlengleichnis nahekommt. Karin Kneffels Bilder geben sich realistisch und plausibel, spielen jedoch der Realität dauernd Streiche. Der Blick droht auf den Lichtstriemen des Glänzerbodens fortzugleiten, Hunde rennen schneller als ihr Schatten; denn Perspektiven liegen kaum merklich verquer, und stimmten die Proportionen, entspräche der auf einer Fliesenfläche abgestellte Schokoladenpudding einer Extraportion für Gargantua – der auch gleich mit den Riesenpflaumen Football spielen könnte.

„Verführung und Distanz“ betitelt das Ulmer Museum seine Ausstellung von mehr als hundert Gemälden und Aquarellen Karin Kneffels aus den letzten zehn Jahren und beschreibt damit die rätselhafte Wirkung einer lukullischen Malerei, die mit haptischer Präsenz und Wirklichkeitsnähe Vertrautheit schafft, aber sich mit Brillanz und Spiegelungen gegen das Eindringen der Gefühle versiegelt und mit buchstäblich abartigen Dimensionen und bedrängender Nähe des Ausschnitts Abstand verlangt. Obgleich man saftiges Fruchtfleisch in der prallen Haut golden schimmernder Trauben weiß, erregen sie in Übergröße keinen Appetit; aus der Nähe zerschmelzen das pralle Rund, das satte Leuchten zu abstrakten Farbflächen. Dies Obst ist eben nichts als Farbe. Karin Kneffel, 1957 in Marl geboren, Trägerin begehrter Preise und in Düsseldorf lebende Professorin an der Bremer Kunsthochschule, lernte ihre fotorealistische Technik als Meisterschülerin von Gerhard Richter. Wie für ihren Lehrer ist auch ihr eigentliches Thema die Malerei.

Doch verliefe sich schnell das Interesse, wenn die Künstlerin mit ihrer routinierten Virtuosität nur opulenten Augenschmaus auftischte oder die üppig verteilten kunsthistorischen Reflexe funkeln lassen wollte. Meist, ohne daß er in Erscheinung träte, handeln Kneffels Bilder vom Menschen, der sich die Erde als Lebensraum untertan macht und Natur nutzbringend manipuliert und zu Nahrungsmitteln zurechtzüchtet. Erzählerischer geht sie in den Interieurs vor: lesbar zum Beispiel als Salondschungel – Biotope, wo am Strand gleißender Bodenseen das Hündchen, diese dressierte Kreatur, auf zum Textilornament gezügelten Blütenranken tollt, indes dem nicht domestizierbaren Wildtier einfach das schmucke Fell über die Ohren gezogen wurde.

Karin Kneffels Karrierebeginn vor knapp zwanzig Jahren fiel in die Zeit, als Großfotografie und „Medienkunst“ zu Lieblingen des Kunstbetriebs avancierten und der Malerei, allemal ihrer realistischen Variante, wieder einmal das nahe Ende prophezeit wurde. Kneffel hielt ihren Kurs unbeirrt und trotzte gelegentlicher Anwürfe des Kitschs und der Gefälligkeit mit ihrer oft erst dem zweiten Blick ersichtlichen Konzeptualität. Auch vor dem Hintergrund, daß Sammler und Museen schon lange für ihre Bilder Schlange stehen, nehmen sich Boom und Getöse um den vermeintlich so neuen Realismus der „Jungen“ aus Sachsen besonders wunderlich aus. BRITA SACHS

Bis 26. März im Ulmer Museum. Anschließend im Sinclair-Haus, Bad Homburg, und im Mönchehaus-Museum für Moderne Kunst, Goslar. Der Katalog im Wienand Verlag kostet 29 Euro.

Käuflichkeit

Ein Skandal: Berlin verscherbelt seine prominenteste Kreuzung

Es gibt keine prominentere Straßenkreuzung in Berlin, vielleicht nicht einmal in Europa. Keinen zweiten Ort, wo sich Fahrwege und Imaginationen, Erinnerungen und Blickachsen derart vielfältig schneiden und überlagern. Allein der Klang der beiden Straßennamen reißt Assoziationshorizonte auf: Unter den Linden Ecke Friedrichstraße. Unmöglich, dabei nicht an Fontane und Hessel zu denken, an Uniformierte und Trambahnen, an elektrifizierte Genüsse, duftende Bäume und flüchtige Begegnungen. Nicht das Zentrum der Welt, gewiß nicht, aber doch ziemlich nahe dran. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs markiert ein kleiner Platz das nordöstliche Geviert dieses Achsenkreuzes. Kein Salon unter freiem Himmel, auch kein Lustgarten en miniature. Nur eine unbebaute Fläche, bestanden mit ein paar kurzgehaltenen Bäumen. Beim Wiederaufbau war sie ausgespart worden als Vorplatz eines DDR-Hotels, aber mehr noch als städtebauliches Ausrufezeichen, das die berühmte Adresse nachdrücklich markiert. Historisch hat diese Aussparung, die nicht einmal einen Namen trägt, kein Vorbild; bis zur Zerstörung im Bombenkrieg war die Kreuzung von allen Seiten dicht umstellt.

Und doch ist die Öffnung keine Fehlstelle, kein Irrtum, im Gegenteil, sie besitzt ganz klassisch ringsum geschlossene Platzwände, und, mehr noch, sie fügt sich glänzend ein in den Rhythmus, die Geometrie des alten Berliner Boulevards, wiederholt sie doch den steten Wechsel von Gerade und Öffnung, die der Strecke vom Brandenburger Tor zum Schloßplatz ihre charakteristische Prägung gibt. Von parkenden Autos und klobigen Pavillons befreit, vielleicht mit einem Brunnen, mit Bänken und blühenden Stauden ornamentiert, von Arkaden gesäumt, hätte dieser Platz zu einer Zierde werden können, zu einem Freiraum, zu einem luftigen Berliner Zimmer, mittags und abends von der Sonne beschienen, jeden Tag von ungezählten Passanten frequentiert, trubelig, nervös, großstädtisch im besten Sinne. Irgendwer hat sogar einmal vorgeschlagen, hier, im Zentrum des historischen Berlin, ein Denkmal für Heinrich Heine aufzustellen.

Aber all die schönen Ideen werden Phantasie bleiben. Dieser Tage nämlich hat mit der Abholzung der Bäume das Verschwinden des namenlosen Platzes begonnen. An seine Stelle wird, wie ein Elefantenfuß auf eine Knospe, noch ein steinernes Bürohaus treten, ununterscheidbar von all den anderen Steinklonen in Berlins Mitte, ein kantiger Block, der sich bis über die Köpfe der Fußgänger hinweg in die Fassadenflucht der Friedrichstraße schieben soll. Es ist, kein anderer Begriff ist angemessen, ein Anschlag auf die Urbanität, ein Versagen der Politik vor der Ökonomie, kurz: ein Skandal. Lang angekündigt, heftig attackiert und doch unnachgiebig exekutiert. Nicht in erster Linie, um die Doktrin der vermeintlich kritischen Rekonstruktion nun auch noch an dieser Straßenecke durchzudrücken, sondern schlicht, um Geld zu sparen.



Stümpfe schauen dich an: Der Baumhain der Kreuzung Friedrichstraße/Unter den Linden machte als erster Platz für einen plumpen Neubau. Foto Christian Thiel

Hätte das Land Berlin den Platz erhalten wollen, hätte es die Alteigentümer, die auf Rückgabe und Verwertung ihrer Grundstücke bestanden, entschädigen müssen. Dafür jedoch, heißt es, fehle das Geld. Welch schlichte, einfältige, kurzsichtige Kalkulation. Welche Verschleuderung einer Kostbarkeit. Plätze haben immer Geld gekostet, Geld, das einige wenige hätten verdienen können, wären die Freiflächen bebaut worden. Aber seit je haben die Städter ihren Stolz darin gefunden und demonstriert, einige Areale, die wertvollsten zumeist, gerade nicht zu bebauen, sie als Plätze offenzuhalten. Als Märkte, Foren, als Stätten allemal, an denen die Städte sich ihrer erst gewahr werden können.

Auf diesen Akt des „demokratischen Stadtfrohsinns“ zu verzichten, das Öffentliche nur mehr nach dem Bodenrichtwert auszupreisen, das ist – jenseits aller Trauer um gefällte Bäume und stupide Rasterfassaden – das Beschämende an dieser Bankrotterklärung Berlins. Wir protestieren. HEINRICH WEFING

Meister des Tons

BlueOrange-Preis an Gabriel Orozco

Der 1962 geborene mexikanische Künstler Gabriel Orozco ist mit dem BlueOrange-Preis für Gegenwartskunst 2006 ausgezeichnet worden. Der von den deutschen Volks- und Raiffeisenbanken ausgelobte Preis ist mit 77 000 Euro dotiert. Orozco wird für seine skulpturalen Arbeiten, Fotografien und Installationen ausgezeichnet, die er aus gefundenen Alltagsgegenständen und –Situationen entwickelt. Dabei verwendet er oft „arme“ Materialien wie traditionelle, archaisch anmutende Töpferware, die im Kontext einer modernen westlichen Gesellschaft wie ein Besucher aus einer fremden Galaxie wirkt. Neben Orozco waren Janet Cardiff und George Bures Miller, Douglas Gordon, Mona Hatoum, Aernout Mik, Dan Perjovschi und Tobias Rehberger für den blueOrange 2006 nominiert. Verliehen wird die Auszeichnzung zur Ausstellungseröffnung des Preisträgers am 2. November 2006 im Kölner Museum Ludwig. F.A.Z.

Ein zweiter Wal

London war immer schon ein Ziel

Das Aufsehen um den unlängt in der Themse verirrten Walfisch hat Nicholas von Maltzahn, Anglistik-Professor an der Universität Ottawa, zu einem Beitrag im „Times Literary Supplement“ angeregt. Darin schildert er ein literarisch bezeugtes ähnliches Vorkommnis des Jahres 1658. Der Dichter John Dryden etwa hielt das Auftauchen des „riesigen Fürsten“ in seinen, Oliver Cromwell gewidmeten, „Heroischen Stanzen“ fest und interpretierte es als Tribut des Ozeans an den „Lordprotector“, der drei Monate nach dem Ereignis starb. John Evelyn schilderte am 3. Juni in seinem berühmten Tagebuch, wie der Wal bei Ebbe gestrandet und mit einer Harpune getötet worden sei. Das Tier sei mit einem Schrei auf Grund gelaufen und gestorben. Einzelheiten lieferte ein anderer Augenzeuge, der beschrieb, wie die Bootsleute zunächst mit einem Anker auf den Wal eingeschlagen und dann auf ihn geschossen hätten. Aus dem Bericht geht hervor, daß die Erscheinung auch damals eine vielbestaunte Attraktion war. Maltzahn argumentiert, daß sich womöglich auch John Milton auf den Wal bezog in der Passage von „Paradise Lost“, wo er Satan auf dem feurigen See vergleicht mit dem Meeresuntier Leviathan, den Gott als größtes unter den Kreaturen geschaffen habe, die den Strom des Ozeans durchschwimmen. G.T.

Kurze Meldungen

Ihren nach Ernst Bloch benannten Kulturpreis schreibt die Stadt Ludwigshafen zum achten Mal aus. Prämiert werden ein mit 10 000 Euro dotierter Hauptpreis für „herausragendes wissenschaftliches oder literarisches Schaffen mit philosophischer Grundhaltung“ sowie ein Nachwuchspreis mit 2500 Euro. Arbeiten können bis zum 31. März eingereicht werden. Frühere Träger des Preises waren unter anderen Dolf Sternberger, Hans Mayer, Leszek Kolakowski, Pierre Bourdieu und Ivan Nagel. F.A.Z.

Unsere vorgestern in dem Artikel „Die Marke Nolte“ geäußerte Prognose, zur Antrittsvorlesung von Paul Nolte als Professor für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Zeitgeschichte am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin werde aus dem Kollegenkreis der Emeritus Ernst Nolte nicht erscheinen, wurde falsifiziert. F.A.Z.

Jürgen Maier tritt mit sofortiger Wirkung als kaufmännischer Direktor beim Goethe-Institut an. Er löst den stellvertretenden Generalsekretär Wolfgang Bader ab, der als Institutsleiter nach São Paulo geht. Maier war zuletzt kaufmännischer Geschäftsführer der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH (KBB), einer Dachorganisation aus dem Haus der Kulturen der Welt, den Berliner Festspielen und den Internationalen Filmfestspielen. F.A.Z.